4. Oktober 1935 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 228

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(3. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Eine süße, hilflose Schwäche überkam das sonst so kühle, klare, willensstarke Mädchen. Ganz leise wollte die Stimme der Vernunft noch einmal warnen: „Und wenn er dennoch nur mit dir spielt wie mit so vielen anderen —“

Aber die Stimme des Herzens war lauter, war übermächtig. Nur ihretwegen war er ja gekommen! Nur ihretwegen!

„Mir ist es recht,“ sagte sie leise. „Ich wollte ohnehin vorhin schon fort. Nur meinen Mantel muß ich noch haben.“

„Ich hole ihn dir aus der Garderobe. Gib mir nur die Nummer. So. Ich bin im Augenblick zurück.“

Er entfernte sich rasch und kehrte schon nach wenigen Minuten zurück. Zärtlich zog er ihren Arm durch den seinen, nachdem er ihr in den Mantel geholfen hatte, und unbemerkt verließen sie den Festplatz.

„Wir nehmen nicht die Landstraße. Der Feldweg ist viel schöner und bringt uns eben so schnell nach Hause,“ sagte Hanns, und wieder ließ sie es willenlos geschehen, daß er mit ihr in den einsamen Feldweg einbog.

Hanns Heidbrink sprach von gleichgültigen Dingen. Zuerst noch laut, dann immer entfernter drang der Lärm des Festes zu ihnen hinüber. Dann wurde es still, und da verstummte auch Hanns Heidbrink.

Schweigend schritten sie eine Weile dahin zwischen üppigen, reifenden Kornfeldern. Die laue Sommerluft umschmeichelte die heißen Stirnen. Im nahen Gebüsch schlug die Nachtigall.

Da blieb der Mann plötzlich stehen.

„Margret! So hast du mich doch lieb, Mädchen!“ Mit beiden Armen riß er sie an sich, und sie wehrte ihm nicht. Er küßte ihren herben, keuschen Mund, nicht scheu und andächtig, wie sich's wohl gehört hätte, sondern heiß und leidenschaftlich.

„Wär' ich — sonst hier?“ stammelte sie zwischen seinen Küssen.

„Nein. Ich weiß. Du bist eine Stolze, Margret. Du wirfst dich nicht jedem an den Hals. Aber gerade darum liebe ich dich ja so. Herrgott, halb verrückt hast du mich manchmal mit deiner Kälte gemacht, Mädchen. Warum hast du mir deine Liebe nicht früher gezeigt?“

Er hielt sie noch immer fest umschlungen und fühlte den starken Schlag ihres Herzens an seiner Brust. Jetzt hob sie das Gesicht zu ihm empor und sagte langsam:

„Man hat mir erzählt, daß der Heidbrinkbauer gern jedem Mädchen nachläuft und mit ihm schöntut und sich nachher darüber lustig macht. Eine von diesen wollte ich nicht sein, dazu war ich mir zu gut.“

Er lachte, ein wenig betroffen, leise auf.

„So. Also darum. Nun, ich denke, das ist doch wohl ein bißchen übertrieben. Ich will mich ja nicht besser machen als ich bin. Ich bin kein Engel, Gott bewahre! Du bist nicht die erste Frau, die ich geküßt habe, Margret, aber du wirst die letzte sein. Das schwör ich dir zu. Ich habe dich tausendmal lieber als alle die anderen zusammen. Glaubst du mir das, Margret?“

„Ich glaube dir,“ sagte sie einfach.

„Ich weiß, daß die Leute hier viel an mir auszusetzen haben,“ fuhr er fort, „und das wird auch in Zukunft nicht anders werden. Ich bin eben nicht wie sie, in meinen Adern fließt nur zum kleinen Teil das schwere, norddeutsche Blut. Ich kann nicht arbeiten und schuften Tag um Tag, Jahr um Jahr ohne Unterbrechung, ohne Abwechslung, ohne über die Grenzen unserer Gemeinde hinauszukommen. Aber ist das denn ein Verbrechen? Ich denke, einen Theaterbesuch in der Stadt oder eine kleine Reise wird der Heidbrinkhof auch in Zukunft noch abwerfen, und zu zweien wird es dann doppelt schön werden. Und die veraltete Wirtschaftsführung, die man hier oft noch antrifft, die mache ich ebenfalls nicht mit. Man muß sich doch die Errungenschaften der Neuzeit zunutze machen. Mag man mich weiterhin leichtsinnig schelten, ich kann mich nicht anders machen als ich bin, und ich will es auch gar nicht. Aber wenn du mich mit allen meinen Fehlern liebhaben kannst, Margret —“

Durch das dämmerige Helldunkel der Sommernacht sahen ihre Augen groß und voll zu ihm auf.

„Ich hab' dich lieb, so wie du bist.“

„Und wolltest es wirklich mit dem schlimmen Menschen versuchen, Margret?“

„Ich will!“ sagte Margret Meinhart, und ihre ganze, große Liebe lag in diesen Worten.

„Du! Du sollst es nie bereuen!“ Sein Mund suchte den ihren in heißem Kuß, und es war ihm in dieser Stunde heiliger Ernst mit diesem Gelöbnis.

„Aber eins muß ich dir sagen, Hanns.“ Sie richtete sich aus seinen Armen auf und sah ihn ernst an. „Ich bin ganz arm und kann dir nichts zubringen.“

„Wenn das deine ganze Sorge ist!“ lachte er. „Ich habe für uns beide genug und brauche nicht nach Geld und Gut zu freien. Nein, darüber wollen wir kein Wort mehr verlieren. Hab' du mich lieb, mehr will ich nicht!“

Stumm schlang sie die Arme um seinen Hals. Eine Weile standen sie in glücklichem Selbstvergessen, dann sagte Hanns:

„Und nun muß ich in den nächsten Tagen wohl zu deinem Vater gehen und ihn fragen, ob er mir seine Margret geben will."

Der Vater! Ein leichter Schatten legte sich auf Margrets Glückseligkeit. Sie kannte ja seine Abneigung gegen den jungen Heidbrink. Nur zu oft hatte sein abfälliges Urteil über ihn ihr schon weh getan.

„Dein Vater ist noch ganz und gar einer vom alten Schlage," fuhr Hanns fort. „Wenn einer in der Umgegend meine Lebensweise verurteilt, dann ist er es. Ich weiß das, aber ich hoffe trotzdem, daß er uns nichts in den Weg legen wird."

„Wenn er weiß, daß es sich um mein Lebensglück handelt, ganz gewiß nicht. Dazu hat er mich viel zu lieb. Laß mich erst mit ihm sprechen, Hanns, warte noch ein paar Tage. Ich gebe dir dann Nachricht, wann du kommen kannst."

„Nur unter der Bedingung, daß du mir diese Nachricht persönlich bringst. Vielleicht übermorgen abend, so in der Uhlenflucht, hier an dieser Stelle —?"

„Ich werde kommen," sagte sie nach kurzem Ueberlegen. „Und nun muß ich heim. Ich bin ja noch nie so spät nach Hause gekommen."

„Du hast dich aber auch noch nie verlobt," lachte er. „Ein wenig laß uns noch warten; wir haben ja noch gar nicht über die Zukunft gesprochen."

„Müssen wir das denn schon gleich heute abend tun?" wehrte sie lächelnd ab, aber sie ließ sich doch wieder halten und küssen, und Hanns Heidbrink fühlte in glücklicher Genugtuung, wie schwach dieses sonst so stolze willensstarke Mädchen ihm gegenüber war.

Süß und lockend sang drüben im Gebüsch die Nachtigall. Ein geheimnisvolles Raunen schien durch die Felder ringsum zu gehen. Ein Raunen von seligem Glück, von lange gehegter, endlich erfüllter Sehnsucht

*

Am nächsten Morgen hätte Margret schon bald Gelegenheit gehabt, den Ihrigen von der unerwarteten Wendung in ihrem Leben Mitteilung zu machen. Beim Morgenessen, zu dem sie zwar etwas blaß und übernächtig, aber sonst frisch und munter erschien, überschüttete die Mutter sie mit Fragen nach dem weiteren Verlauf des Festes.

Aber Margret antwortete nur einsilbig und zerstreut. Sie mochte jetzt noch nicht von ihrem Verlöbnis sprechen; erst mußte sie es dem Vater allein sagen. —

Nach dem Frühstück gingen Vater Meinhart und Margret zur Wiese am Erlenbruch, wo noch ein paar Fuder Heu standen, die letzten, dann war alles herein.

Vor den Roggenäckern blieb Dietrich Meinhart stehen und ließ prüfend die Aehren durch die Hand gleiten.

„Noch acht Tage, dann ist der Roggen reif," sagte er bedächtig. „Das schlechte Wetter hat die Heuernte so lange hinausgezögert, daß die Roggenernte nun gleich nachfolgt. Fühl' mal, einzelne Körner sind schon ganz hart."

Margret prüfte die hingehaltene Aehre und bestätigte seine Ansicht. Ein seltsam beklemmendes Gefühl lastete auf ihrer Brust. Nun war sie mit dem Vater allein und konnte sprechen. Sie wollte es auch tun, jetzt gleich, aber eine ihr sonst fremde Scheu schloß ihr den Mund. In ihrer Unruhe schritt sie unwillkürlich rascher aus.

Kurz vor dem Eingang der Wiese begegnete ihnen der Briefträger und sprang neben ihnen vom Rade. Er hatte Briefe für Fräulein Margret Meinhart.

Margret nahm sie in Empfang und steckte sie in ihre Schürzentasche. Drüben in der Wiese öffnete und las sie dann. Es waren einige Angebote auf ihr Stellengesuch in der „Frauen-Wohlfahrt", zwei aus der Nähe von Hamburg und eins aus der Umgegend von Bremen.

Vater Meinhart, dem sie die Briefe vorgelesen, war ganz erschrocken.

„So weit weg? Ich hoffte immer, du würdest mehr in der Nähe bleiben."

Margret atmete tief auf. „Jetzt muß ich es ihm sagen," dachte sie. „Jetzt ist die beste Gelegenheit."

„Du brauchst keine Angst zu haben, Vater. Ich gehe überhaupt nicht fort. Ich bleibe hier," sagte sie mit einem tapferen Lächeln.

„O — hast du hier eine Stelle in Aussicht?"

„Ich nehme keine Stelle mehr an, Vater. Ich — werde heiraten."

Nun war es heraus! In maßloser Verblüffung starrte der Alte in das erglühende Gesicht seiner Tochter. Dann leuchteten seine Augen freudig auf.

„Ist das wahr, Margret? Du hast dich also doch besonnen und willst den Karl Boltmann —?"

„Nein, nicht den Karl Boltmann —"

„Nicht? Ja, wen denn? Etwa den Pächter vom Grumkenhofe, der dir im vergangenen Jahre —"

„Nein, Vater, den auch nicht. Ich will es dir sagen, du rätst es doch nicht," unterbrach Margret ihn. Sie holte tief Atem. Sie wußte, was nach ihren nächsten Worten kam und zitterte davor, weil es einen Schatten auf ihr junges Glück werfen würde. „Es ist — Hanns Heidbrink!"

Das Gesicht Dietrich Meinharts wurde ganz fahl. Schwer stützte er sich auf seine Forke, weil er plötzlich ein Zittern in den Knien spürte. Sekundenlang starrten seine Augen sie ganz entsetzt an.

„Den — den Heidbrinkbauern?" brachte er endlich mühsam hervor. „Ist das wahr, Mädchen?"

„Ja, Vater."

„Ich kann es nicht glauben. Einen so braven und tüchtigen Menschen wie Boltmann wolltest du nicht und wirfst dich nun so einem an den Hals —"

„Vater!"

„— so einen Windhund! So einen Leichtfuß, der noch dazu hinter allen Mädchen her ist —!"

„Vater, es ist ja alles nur halb so schlimm, wie du es machst. Du kannst Hanns nicht leiden, weil er anders ist und anders lebt als die Leute hier. Aber darum braucht er doch nicht schlecht zu sein —"

„Anders wie die Leute hier, ja, da hast du recht. Er ist kein Hiesiger. Er ist überhaupt kein richtiger Bauer, er hat zuviel von dem leichten Blut seiner Mutter. Die gehörte auch nicht auf einen Bauernhof. Mag er doch in die Stadt gehen, da sind seine feinen Manieren und Gewohnheiten am Platze. Wenn man bloß hört, wie er sich sein Haus eingerichtet hat! Eßzimmer! Badezimmer! Arbeitszimmer! Herrgott, was braucht ein Bauer ein Arbeitszimmer! Seine Arbeit ist draußen, und alles, was er zu schreiben hat, kann er in der Stube an der Schreibkommode erledigen. Und ein Badezimmer! Mag er doch zum Finkenbach gehen, da ist schönes, klares Wasser! Ich sage dir, wenn er so weiter wirtschaftet wie bisher, dann kommt er noch lebendig vom Heidbrinkhofe herunter —"

„Vater!" Flehend hob Margret die Hände.

„Ja, das hörst du nicht gern. Aber du sollst es doch hören. Es soll mir nachher keiner sagen können, daß ich mein Kind blind in sein Unglück rennen ließ. O, Margret! Margret!" Die eben noch zornbebende Stimme des Alten zitterte plötzlich, und seine Hand

fuhr über die feuchte Stirn. „Ich verstehe dich nicht mehr, Mädchen. Du hast doch sonst so klare, helle Augen. Wie kannst du nur dein Herz gerade an diesen hängen. Oder" — seine Augen flammten wieder auf — „lockt dich gar der Hof, das irdische Gut?"

Margret sah ihn mit schmerzlichem Blick an.

„Vater, wie kannst du so etwas denken! Ich würde Hanns auch lieb haben, wenn er nur ein armer Bauernknecht wäre. Glaub mir doch, Vater, du siehst zu schwarz. Er ist nicht so, wie du denkst."

„Nicht? Ja, bist du denn blind und taub, Mädchen? Weißt du denn nicht, wie oft er seine Arbeit einfach im Stich läßt, um seinen Vergnügungen nachzugehen? Sind dir die Geschichten nicht bekannt, die man sich über seine Abenteuer mit allen möglichen Frauensleuten erzählt?"

„Es ist ja nicht alles wahr, was die Leute reden. Aber selbst wenn es so wäre, ich müßte ihn auch dann noch lieb haben. Er ist eben mein Schicksal, ich kann nicht dagegen an."

Ruhig und fest hatte Margret die letzten Worte gesprochen. Da wandte sich ihr Vater um und nahm stumm seine Arbeit auf.

Margret wartete noch eine Weile auf Antwort, aber es kam keine. Hatte er eingesehen, daß ein Widerstand nutzlos sei? So wie vorhin hatte sie den Vater noch nie gesehen, und alles in ihr zitterte noch vor Erregung. Aber sie konnte ihm auch nicht zürnen, da sie ja wußte, daß er nur ihr Bestes wollte.

Schweigend gingen sie ihrer Beschäftigung nach, streuten Haufen um Haufen auseinander. Auch auf dem Heimwege sprachen sie kein Wort, und nachher beim Mittagessen suchten sie beide wie auf Verabredung ihre Stimmung vor den anderen zu verbergen.

Den ganzen Nachmittag und nächsten Vormittag wartete Margret nun vergebens darauf, daß der Vater auf ihre Unterredung mit ihm zurückkommen würde. Er sprach zu ihr wie immer von allen möglichen Dingen, doch von dem Vorgefallenen erwähnte er kein Wort. Die Ungewißheit wurde Margret schließlich unerträglich; sie beschloß, Klarheit zu schaffen.

Sie ging auf den Hof, wo der Vater die Wagen zum Heuholen fertig machte. Er schaute von seiner Arbeit nicht auf, als sie zu ihm trat.

„Vater!" sagte sie bittend.

„Nun? Was willst du?" Er sah auch jetzt noch nicht auf.

„Du solltest dir eigentlich denken können, weswegen ich noch einmal mit dir sprechen muß, Vater."

Jetzt ließ Dietrich Meinhart die Deichsel sinken, die er eben im Wagen befestigen wollte, und richtete sich auf.

„Wegen der Sache mit dem Heidbrinkbauern, meinst du? Nun, ich denke, ich habe doch mit meiner Ansicht nicht hinter dem Berge gehalten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des Hauptmanns Sekulowitsch

Eine Geschichte aus Montenegro

von Fritz Chlodwig Lange

Jahrzehntelang hatte Fürst Nikita I. von Montenegro, Sohn des Mirko Pietrowitsch, die Schicksale seines kleinen, wilden Berglandes gelenkt.

Im Jahre 1908 aber kam es zu einer regelrechten und sehr temperamentvollen Revolution, die — es klang unglaublich — auf nichts weniger abzielte, als Nikita zu entthronen. Später wurde zwar behauptet, der ganze Putsch sei von Nikitas nächsten Vertrauten angezettelt worden, damit man sich gewisser unbequemer Fortschrittsleute auf leichte Art entledigen könne. Die Sache ist nie ganz geklärt worden; sicher ist nur, daß die Revolte im Keime erstickt, eine große Zahl Verschworene verhaftet, des Landes verwiesen oder gar erschossen wurde.

Einer der zum Tode Verurteilten war der junge Hauptmann Sekulowitsch, wegen seiner unerschöpflichen lustigen Einfälle bei Kameraden und Vorgesetzten wohl angeschrieben. Nun aber beschuldigte man ihn des angeblichen Einverständnisses mit einigen Revolutionären, und eines Tages sah er sich, umgeben von einem Exekutionskommando und begleitet von einem Maultierkarren, auf dem ein roh gezimmerter Sarg stand, auf dem Wege zu jener Hintermauer des fürstlichen Palastes, vor dem in den letzten Tagen bereits mehrmals die fatalen Salven geknattert hatten.

Der Todesgang des auch bei der Bevölkerung beliebten Sekulowitsch war eine traurige Sensation für ganz Cetinje, und auf dem Platz vor dem Palast hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Finstere Blicke der Männer folgten dem Offizier und den Soldaten, die Nikitas hartes Urteil vollstrecken sollten, und viele weibliche Augen, die dem schönen jungen Hauptmann sonst vielsagend zugeblitzt hatten, füllten sich jetzt, als sie ihm auf seinem Wege nachsahen, mit Tränen. Aber als der Zug gerade vor dem Portal des Palastes angekommen war, gab es eine Ueberraschung.

Sekulowitsch forderte den Wachtkommandanten mit lauter Stimme auf, Halt zu gebieten. Er, der Verurteilte, müsse vor seinem Ende dem Fürsten noch ein großes und wichtiges Geheimnis mitteilen.

Man sagte Sekulowitschs Begehren dem herbeigeeilten Leibgardisten, der sich dienstfertig ins Innere des Palastes verfügte. Aber bald kam der baumlange Wächter der landesväterlichen Sicherheit mit dem Bescheid seines Herrn zurück, der Delinquent solle das, was er auf dem Herzen habe, dem Wachtkommandanten anvertrauen.

„Davor wird mich der heilige Nepomuk bewahren," rief Sekulowitsch emphatisch aus, „nimmermehr wird das geschehen! Nur dem Fürsten selbst kann und darf ich mein Geheimnis mitteilen. Sag ihm, ich würde keine Ruhe im Grabe finden, wenn ich mein Wissen mit hinunternehmen müßte!"

Ungeheure Erregung bemächtigte sich der Volksmenge. Rufe wurden laut, es sei eine Unmenschlichkeit, wenn man den letzten Wunsch eines sozusagen Sterbenden nicht erfülle. Der Wachtkommandant flüsterte lange mit dem diensthabenden Gardeoffizier; der Perjanik wurde abermals zum Fürsten geschickt, und — siehe da! — einige Minuten später erschien der Flügeladjutant Nikitas auf der Palastterrasse, winkte mit einer familiären Handbewegung und rief mit unhöfischer Gemütlichkeit: „Rauf zum Fürsten!"

Die Spannung auf dem Platze stieg aufs höchste, als der Verurteilte in den Palast geführt wurde. Was mochte der Unglückliche zu sagen haben? Was für ein dunkles Geheimnis war es, das er in seiner letzten Stunde noch preiszugeben hatte? Hunderte von abenteuerlichen Ansichten und Mutmaßungen schwirrten durch die Menge, während Sekulowitsch in das nach türkischer Art eingerichtete Audienzzimmer des Fürsten geführt wurde. Auf dem niedrigen Diwan längs der Wand saßen, mit den silberbeschlagenen Dolchen und Pistolen im breiten Seidengürtel, würdevoll und selbstbewußt die Wojewoden und Häuptlinge; in ihrer Mitte, wie immer am kleinen gemauerten Mokkaherd, mit der Bereitung des unentbehrlichen dunkelfarbigen Labsals beschäftigt, Nikita.

Der alte Fürst blickte von seiner wichtigen Hantierung kaum auf, als Sekulowitsch mit gebundenen Händen vor ihm stand, und herrschte ihn kurz und verächtlich an: „Sprich!"

„Unmöglich, Gospodar!" ließ sich, mit einem unmißverständlichen Blick auf die verblüfften Wojewoden, der Gefangene vernehmen. „Was ich dir zu sagen habe, verträgt keine Mithörer!"

Der Herr der Schwarzen Berge machte eine seiner gebieterischen Gebärden, und die Edelinge, nicht weniger gespannt auf die Mitteilung des Todgeweihten als die Leute draußen auf dem Platze, zogen sich murrend zurück. Auch Nikitas Neugierde war jetzt durch Sekulowitschs Gebaren angestachelt, aber das wollte er beileibe nicht merken lassen, und mit gespieltem Gleichmut machte er sich wieder am Holzkohlenfeuer zu schaffen. Dennoch entging dem scharfäugigen Sekulowitsch nicht der Zug gespannter Erwartung in dem verschlagenen Greisengesicht. Schließlich blickte Nikita auf: „Nun, warum sprichst du nicht?"

„Ich werde reden, Fürst," antwortete Sekulowitsch, „aber nicht, solange ich gebunden bin, wie ein ehrloser Strauchdieb. Mein Geheimnis duldet diese beschämende Situation nicht. Noch einmal will ich als freier Mann vor dir stehen. Oder fürchtest du etwa —?"

Der aufs höchste gespannte Nikita, der ein Freund der wirkungsvollen Geste war, erhob sich und löste, Sekulowitsch mit hoheitsvollem Blick von oben bis unten messend, die Fesseln des jungen Verschwörers.

Dann nahm er wieder bedächtig Platz und sah den Hauptmann erwartungsvoll an. Da aber geschah etwas Unerwartetes. Sekulowitsch sprang mit einem Satz ans Fenster, riß es auf und rief zur aufgeregten Volksmenge auf den Platz hinunter: „Eben hat mir unser gnädigster Fürst das Leben geschenkt! Lang lebe der Gebieter!"

Ein vielhundertstimmiger Jubelruf folgte diesen Worten des Volkslieblings. „Es lebe der Gospodar, vivat Nikita!" scholl es ans Ohr des Fürsten, der sich erst nach ein paar Augenblicken der Verwirrung darüber klar wurde, daß ihm eben etwas widerfahren war, was wenig zur hoheitsvollen Weisheit eines patriarchalischen Selbstherrschers paßt und was darum wirklich tiefes — „Geheimnis" bleiben mußte: nämlich, daß man ihn gehörig über den Löffel barbiert hatte.

Denn: „Fürstenwort steht wie Granit" —, so heißt ein montenegrinisches Sprichwort, und es hätte vor dem braven Volke einen schlechten Eindruck gemacht, wenn er jetzt sein — obwohl von Sekulowitsch erdichtetes — fürstliches Gnadenwort widerrufen hätte. Aber wütend war er, daß er sich so hatte übertölpeln lassen, und er knirschte Sekulowitsch an: „Verfluchter Kerl!!! Mach, daß du fortkommst! Wenn du morgen noch im Lande bist, dann retten dich auch deine Narrenspossen nicht mehr!"

Gleich darauf aber schritt er majestätisch zum Fenster, zeigte sein gnädigstes Gesicht und nahm die Huldigungen des Volkes entgegen.

Die Wojewoden und Häuptlinge des Hofes erzählten am Abend dieses ereignisreichen Tages ihren Frauen von Nikitas geradezu beängstigender Verschlossenheit. Denn mit keinem Wort berühre er seinen bewährten Ratgebern gegenüber das Geheimnis, für dessen Mitteilung er dem jungen Hauptmann Sekulowitsch das Leben geschenkt habe. Um so unbegreiflicher sei es, daß Nikita an diesem Tage nach anfänglich recht übler Laune mehrmals in schallende Heiterkeit ausgebrochen sei. Klatschend habe er sich auf die Schenkel geschlagen und einmal über das andere in lachendem Selbstgespräche gesagt: „Ein verfluchter Kerl, ein ganz verfluchter Kerl, dieser Sekulowitsch!!..."

(Nach dem Serbischen des Stevo Kluic.)

Der indische Brillant

Von Willi Fehse.

In einem vornehmen Pariser Juwelengeschäft erschien eines Tages ein Herr, der sich durch Wort und Gebärde bald als Amerikaner verriet. Er begehrte ein Schmuckstück zu kaufen und bemerkte beiläufig, daß er dies seiner Frau aus besonderem Anlaß als Geschenk zugedacht hätte. Nachdem er in der Wahl lange geschwankt hatte, entschied er sich endlich für einen Brillanten. Der Stein war von außerordentlichem Wert und erglühte in einem tiefen Feuer, wenn sich das Spiel der Lichter in ihm entzündete. Das geschah schon bei der geringsten Drehung. Der Preis belief sich auf eine Million Franken. Doch mochte dies den Käufer offenbar wenig bekümmern. Lässig den Handschuh von der Rechten streifend, füllte er einen Scheck mit der riesigen Summe aus und wartete gleichmütig, bis sich der Juwelier durch telephonischen Anruf bei der betreffenden Bank überzeugt hatte, daß der Scheck auch in voller Höhe gedeckt war. Alsdann ließ er sich von dem Juwelier, der sich nunmehr, des guten Handels froh, der erlesensten Höflichkeit befliß, bis an seinen Wagen geleiten und empfahl sich.

Doch verging kaum ein Tag, so erschien der Amerikaner abermals bei dem Juwelier und bat diesen, sichtlich verdrossen, den Brillanten zurückzunehmen. Verwundert, die Mundwinkel in spöttischem Argwohn gekräuselt, prüfte dieser, eine Augenlupe eingeklemmt, den Edelstein, den jener ihm reichte. Sein Argwohn schwand indessen sogleich, als er feststellen mußte, daß der Brillant wirklich derselbe war, der noch bis gestern die Zier und Kostbarkeit seines Geschäftes bildete und an dem kein Falsch und kein Tadel zu finden waren.

Was den Herrn zu diesem Wunsche bewegte, fragte der Juwelier nun, das Juwel nervös in seinen Händen hin und her drehend, so daß ein zuckendes Gefunkel von sich kreuzenden und sich überschneidenden Lichtbündeln aus ihm hervorblitzte.

„Der Brillant sagte meiner Frau leider nicht zu," entgegnete der Amerikaner in dem festen und erhobenen Tonfall, mit dem die Unschuld das Mißtrauen zu strafen pflegt. „Sie hat nun einmal ihre Grillen," setzte er hinzu. „Nehmen Sie den Stein zurück, mein Herr, so soll es mir auf einen kleinen Verlust nicht ankommen ..."

Allein der Juwelier war nicht zu bewegen, den Handel rückgängig zu machen. Da sich nun kein Tauschobjekt von gleichem Wert und Geschmack finden ließ, bat der Amerikaner, das Kleinod wieder an sich nehmend, den Juwelier, wenn es nicht anders geht, dann eben noch einen gleichartigen Brillanten zu beschaffen. Seine Frau wünsche nämlich in ihrer Laune nichts sehnlicher, als eben dies, damit das Juwel mit seinem Double zu einem Schmuck vereinigt werden könnte. Der Juwelier zeigte sich mit Freuden erbötig, kein Mittel unversucht zu lassen, ein Double aufzutreiben.

So ließ sich denn der Amerikaner in den nächsten Wochen wiederholt bei dem Juwelier blicken. Dieser hatte sein Heil bereits vergeblich in London und Amsterdam versucht, setzte aber nach wie vor seine Hoffnung auf die indischen Juwelenmärkte. In Bombay war denn auch ein bekannter Juwelenhändler für ihn bereits Tag und Nacht auf der Suche. Der Amerikaner vernahm nicht ungern von diesem Eifer, denn angeblich peinigte ihn seine Frau mit ihrer Ungeduld und verstockten Laune.

Endlich krönte der Erfolg die Mühen des Juweliers. Heiteren Gesichts breitete er eines Tages vor dem Amerikaner Zeichnungen und Briefe aus, die ihm sein Gewährsmann aus Bombay übermittelt hatte. In Bombay, der seligen Palmenstadt, unter dem Glanz östlicher Gestirne, war tatsächlich, so ging aus den Briefen hervor, ein Brillant feil, der bis aufs Kleinste der vollkommene Zwilling jenes Steines zu sein schien, den der Amerikaner damals gekauft hatte. Freilich trübte der Juwelier das Frohlocken, das der Amerikaner über diese Nachricht bezeugte, erheblich, als er hinzufügte, daß der Zwilling gut das Doppelte des Preises kosten sollte, der für das erste Juwel bezahlt worden war.

Kopfschüttelnd prüfte der Amerikaner immer wieder die Schriftstücke und vergalt dem Juwelier auf diese Weise redlich das Mißtrauen, das jener ihm einmal bewiesen hatte. Doch war damals der Stein echt gewesen, so hatte es diesmal mit der hohen Kaufsumme nicht minder seine Richtigkeit; und wenn auch der Amerikaner finden mochte, daß ihm unter diesen Umständen die Grille seiner Frau teuer zu stehen kam, so blieb ihm am Ende doch nichts anderes übrig, als Ja und Amen zu sagen; denn noch am selben Tag beauftragte er den Juwelier, nachdem er zuvor mit seiner Frau Rücksprache genommen hatte, telefonisch von seinem Hotel aus, den Handel ins Reine zu bringen.

Dies geschah. Der Juwelier depeschierte an seinen Gewährsmann. Der Brillant wurde gekauft und gelangte alsbald unter Maßnahmen, die sein enormer Wert rechtfertigte, auf schnellstem Wege nach Paris. Wie erschrak aber der Juwelier, als er entdecken mußte, daß er mit dem indischen Brillanten ganz offensichtlich dasselbe Juwel in den Händen hielt, das noch vor kurzem die Zierde seines Geschäftes war!

Aufs äußerste beunruhigt, begab er sich, ohne zu säumen, in das Hotel des Amerikaners, von dem er seit einigen Tagen nichts mehr gehört hatte. Im Hotel konnte man ihm jedoch nur mitteilen, daß dieser schon abgereist sei. Von seiner Frau war dort übrigens nichts bekannt, wohl aber mußte man von einem Freund, mit dem er seinerzeit dort anlangte und der ihn kurz darauf schon wieder verlassen hatte, um eine größere Reise anzutreten. Die Bank, auf die damals der Scheck lautete, erwiderte ihm auf seine Anfrage, daß das fragliche Konto kurz nach seiner Einrichtung bis auf einen geringen Betrag wieder abgehoben wurde.

Das war alles, was der Juwelier über den Amerikaner in Erfahrung bringen konnte. Es blieb ihm nun kein Zweifel mehr, das Opfer eines klug und mit großer Raffiniertheit angelegten Tricks geworden zu sein.